

Werk

Titel: Goethes Erlebnis und Erforschung der atmosphärischen Erscheinungen

Autor: Schneider-Carius, Karl

Ort: Weimar

Jahr: 1950

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0012|log29

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Goethes Erlebnis und Erforschung der atmosphärischen Erscheinungen

Wenn ein Naturforscher es unternimmt, das Wesen Goethes zu deuten oder — um bescheidener zu bleiben — Einzelbeziehungen zum Leben und Werk dieses Menschen zu gewinnen, so kann er seinen Ausgangspunkt wohl nicht besser wählen, als Goethes erster Biograph, der Naturforscher C. G. Carus, es in so vorbildlicher Weise getan hat. Er wird diese gewaltige Erscheinung nicht zergliedern nach der Gewohnheit unserer Tage, bei der die Mitmenschen nach den uns schon bis zum Überdruß vorgetragenen Prinzipien der Richtigkeit, der Nützlichkeit, der Moral vor den Richterstuhl der eigenen Vortrefflichkeit zitiert werden; er wird vielmehr versuchen, mit Unbefangenheit und Freude, die der Naturforscher auch den kleinsten Erscheinungen des uns umgebenden Naturkreises entgegenbringt, diese so gewaltige, nach der Breite und Tiefe gemessen fast allzu mannigfaltige Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen.

Unbefangenheit und Freude sollen dem Naturforscher zuteil werden bei der Betrachtung eines sich schön entfaltenden Wolkenbildes, einer merkwürdigen Pflanzengestalt, einer seltsamen Tierentwicklung. Mit „Treue und Sorgfalt“ soll er diesen Erscheinungen nachspüren, den von den Menschen abgesetzten Naturdingen und der wunderbaren Natur Goethes, da in beiden „dasselbe Waltende, Webende und Schaffende erkannt und beseligend empfunden werden muß“, nämlich der hier unbewußt verkörpernde, „dort mit Bewußtsein sich darlebende Gedanke eines und desselben höchsten göttlichen Urwesens“.

1.

In diesem Sinne wird hier die Aufgabe gestellt, das Erlebnis der Atmosphäre und des Geschehens in ihr als einen Teil der Welt Goethes darzustellen, wobei das hier oftmals als meteorisch bezeichnete Erlebnis im weitest gespannten Sinne aufgefaßt werden soll. Über das fachmeteorologische Werk soll weit hinausgegangen werden. Es sind die Wurzeln dieser Erlebnismöglichkeit aufzuweisen, die dem Dämon Goethes eigentümlich sind; die Einwirkungen dieses sinnlichen Erlebens auf die Gestaltung seiner Werke sind wenigstens in einzelnen Beispielen darzulegen.

Als Einleitung zu den Ausführungen bietet sich ein Selbstzeugnis Goethes an, das nicht unerwähnt bleiben darf:

„Mit kindlichem, jugendlich-frischem Sinn, bei einer städtisch-häuslichen Erziehung, blieb dem sehnsuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht

als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuser beschränkt, desto freier die Abendseite, wie denn auch der Spaziergang sich wohl eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen sollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit, und es sind noch frühere Zeichnungen übrig in seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden, und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von trockenem und klarem Wetter auf dem Lande, so wie zur See von einem günstigen Winde, das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt.“

Diese Worte, die die Einleitung bilden zu der kleinen Schrift „Wolkengestalt nach Howard“, verraten deutlich den zum Sehen geborenen Künstler, der dem Atmosphärischen mit all seiner Leichtigkeit und Verwandelbarkeit wunderbar nachspürt. So entzücken immer wieder in seinen Gedichten und Prosaschriften die Schilderungen des Wettergeschehens, so daß mit Recht von einem besonders ausgeprägten meteorischen Erlebnis im Werk Goethes gesprochen werden kann.

In dem eben herangezogenen Selbstzeugnis sind Zeichnungen seltsamer Wolkengebilde besonders erwähnt. Die zeichnerische Betätigung Goethes ist keine bloße Laune gewesen, sie entsprang dem Bedürfnis, das gewaltige Erlebnis des Schauens gestalten zu müssen. Es ist daher von besonderem Reiz, das zeichnerische Werk Goethes durchzublättern, um die Darstellungsfähigkeit des Atmosphärischen ermessen zu können. Gewiß spürt man immer beim Betrachten Goethescher Bilder das Fehlen der technischen Meisterschaft, was ja auch Goethe selbst veranlaßt hat, in späteren Jahren von dieser zeichnerischen Betätigung abzurücken, auch schwankt der Darstellungsstil oft recht erheblich. Wer aber genauer hinschaut, erkennt die besondere Fähigkeit des Erfassens des Atmosphärischen in einem Landschaftsbilde, es wird an seinen Zeichnungen immer der von ihnen ausgehende Stimmungszauber des Luftlichtes gefallen. Bei einem Vergleich seiner Zeichnungen mit denen anderer berühmter Zeitgenossen in der Darstellung ähnlicher Motive fällt bei allen technischen Mängeln meist eine sichere Beherrschung vom rein künstlerischen Standpunkte auf.

Am deutlichsten wird das Gesagte wohl klar beim Betrachten des berühmten Blattes, das Goethe für Charlotte von Stein schuf und das die Floßbrücke über die Ilm mit seinem Gartenhaus im Winter darstellt. Gespensterhaft strecken die Bäume und Büsche ihre kahlen Zweige in den kalten Winter-

tag, die Winterstimmung ist hier treffsicher festgehalten worden; ebenso in einer Zeichnung vom Brocken im Schnee, bei der mit den einfachsten Mitteln die Bergeinsamkeit dargestellt wird. Gleich glaubhaft ist die winterliche Mondscheinnacht am Schwansee bei Weimar eingefangen worden. Das sonnendurchflutete Tal, die Hitze zwischen Kalkbergen ist wohl selten deutlicher gemacht worden als in jener Zeichnung, die Schillers Garten und Gartenhaus in Jena vor Augen führt. Der alte Goethe stellte selbst eine Mappe zusammen von Reisezeichnungen des Jahres 1810, wo er zum letzten Male seine Zeichenfähigkeit erprobte, und immer wieder ist festzustellen, daß die Fähigkeit des Schauens nicht geringer geworden ist: Bilder aus dem Böhmisches, Skizzen aus der Jenaer Umgebung zeigen gleicherweise den Duft von Erde und Luft.

2.

Seine ausgeprägte Empfänglichkeit für Erscheinungen des Luftkreises von Jugend auf erkannt und verwertet zu haben, ist demnach kennzeichnend für Goethe, wobei sich diese Erlebnisfähigkeit sogar bis zur Wetterempfindlichkeit steigert, so wie dies bei vielen empfindsamen Menschen der Fall ist, ohne daß es zur Auslösung krankhafter Zustände zu kommen braucht, wie einige Biographen Goethes es gerne annehmen möchten. In seinen Briefen an Frau v. Stein spricht Goethe häufig vom seelischen Einfluß des Wetterbildes. Einige Stellen sind besonders aufschlußreich:

„Das Wetter ist recht zu mir gestimmt, und ich fange an zu glauben, daß Witterung, in der ich immer lebe, auch so den immediatsten Einfluß auf mich hat und die große Welt meine kleine immer mit ihrer Stimmung durchschauert. Und daß, sich gegen die Witterung abhärten, eigentlich sei, seinen Körper allen mannigfaltigen Veränderungen mitfühlend machen“ (1. 5. 77). „Das schöne Wetter ist mit Wolken und Nebeln auf einmal überzogen worden, die Berge brauen, und es ist kein Heil mehr. Meine Natur schließt sich wie eine Blume, wenn die Sonne sich wendet“ (20. 9. 80). „Wenn wir in einem bessern Klima wohnten; so wäre viel anders, ich bin der dezierteste Barometer, der existiert“ (28. 3. 81). „Das entsetzliche Wetter macht mir keine Freude, es ist doch immer schöner, wenn die Sonne scheint, es mag inwendig aussehen wie es will“ (3. 1. 82). „Das trübliche Wetter bekommt mir nicht so gut als das ganz frische“ (15. 1. 84).

Dieser bestimmte Einfluß der verschiedenen Wetterbilder schafft die Voraussetzung zu der auch von Goethe gerne geübten Wetterprophetie. Das Barometer als Wetterglas ist ihm vertraut und muß seine Vermutungen über das zukünftige Wetter stützen helfen. Goethe schreibt an Frau von Stein (27. 5. 83): „Frage doch bei der Herzogin an, wie der Barometer steht. Ich vermute, es gibt heute wieder ein Gewitter.“ Was ist also verständlicher, als

daß Goethe sich selbst meteorologische Instrumente beschafft, um den Witterungsablauf genauer verfolgen zu können. „Auch habe ich ein Baro- und Thermometer bei dem Nordhäuser Wetterpropheten bestellen lassen, ich will es mir ins Haus hängen und die Beobachtungen teilen“ (An Carl August, vom 18. 10. 84). „Ich bin auf meine neuen Baro- und Thermometers verlangender als jemals“, schreibt er an seine Freundin (19. 11. 84), der er dann später (14. 5. 85) einmal künden kann: „Das Wetterglas fällt und gibt Hoffnung auf Regen.“

Auch noch in viel späterer Zeit finden sich Zeugnisse, die von seiner Betätigung als eigener „Wetterprophete“ Kenntnis geben und die nicht übersehen werden dürfen. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, der einen so tiefen Einblick in das Alltagsleben Goethes gewährt, läßt auch den „respectablen Propheten“, wie Zelter seinen Freund einmal anspricht, zu Worte kommen. In seinem Briefe aus Dornburg vom 26. 8. 1828 bespricht Goethe eingehend das Unwetter vom 20. Juli d. gl. J. und die daran sich anschließende Schlechtwetterperiode und bemerkt: „... und ich würde ganz verzweifeln, wenn mich nicht die Eitelkeit, das alles vorausgesagt zu haben, einigermaßen erquickte.“

„Als ein alter stiller Wetterprophete hatte ich wenig Hoffnung zu einem klaren Himmel dieses Jahres“, schreibt Goethe (30. 9. 1829) in einem Briefe an Marianne von Willemer, die ihrerseits in einem späteren Briefe (17. 7. 1831) beim Vorbringen ihrer Wettersorgen wegen einer bevorstehenden Reise einschaltet: „und wenn ein Laie wagen darf, mit einem Wetterpropheten von dergleichen zu sprechen.“ Wenn Marianne im Fortspinnen dieses Gedankens „den ewigen Wechsel von Hitze und Kälte, die häufigen Wolkenzüge“ erwähnt, so weiß sie aus der mündlichen Unterhaltung vergangener Zeiten heraus, daß diese Worte einen empfänglichen Leser finden werden, weswegen sie im Fortfahren dem Freund der Farben und der atmosphärischen Optik einen besonders prächtigen Regenbogen schildert, wohl ahnend, daß der Forscher diese Mitteilung zu seinen Materialien legen würde. Goethe erbittet sich in einem weiteren Briefe (6. 1. 1829) an Marianne von ihr eine Mitteilung der „Reise-Route mit beigefügten Datums“ von ihrer Reise in die Schweiz, weil er sich nach Erhalt die Freiheit nehmen würde, „nach einzelnen Stationen und deren landschaftlichen Umgebungen, nach diesen und jenen Punkten vielleicht nach der Witterung zu fragen“; diese Bitte sagt recht deutlich, welche Verbundenheit er mit dem Wetter hatte.

Prophetie sich anzumaßen, lag überhaupt nicht im Wesen Goethes, derartige Gedankengänge oder gar Betätigungen wurden stets ausdrücklich abgelehnt; seine Tätigkeit als stiller Wetterprophet ist also nur ein Ausfluß seiner ständigen Beschäftigung mit dem Wettergeschehen.

Das Wetter mit seinem wechselhaften Geschehen ist keineswegs ein bloßer Gegenstand einer sachlichen Naturbetrachtung, vielmehr ein Partner seines eigenen Lebens. Auch die Instrumentalbeobachtungen werden in Beziehung gesetzt zu seiner eigenen Person. Zu Eckermann äußerte er sich einmal: „So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem, da ich dieses nun weiß, so suche ich bei tiefem Barometer, durch größere Anstrengung die nachteilige Wirkung aufzuheben, und es gelingt mir.“ Aus diesem Wissen und dem Einfluß des Atmosphärischen auf den Menschen folgt seine diesbezügliche zusammenfassende Meinung: „Es scheint denn doch, daß die abwechselnde Witterung mehr Einfluß auf uns hat als billig.“

3.

Vom Sinneseindruck ausgehend — zur Anschauung von der Natur gelangend, ist der Weg Goethes. In seinen Erlebnissen des Wettergeschehens verbleibt er aber noch bis ins vierte Lebensjahrzehnt bei den einfachen Wetterschilderungen und der Verbindung mit seinem eigenen Leben. Zahlreiche Beispiele lassen sich hierfür insbesondere aus seinen Reiseschilderungen beibringen.

In dem Bericht über seine Schweizer Reise im Jahre 1779 in den „Briefen aus der Schweiz“ sind die Wetterschilderungen ein wichtiger Teil der Landschaftsbeschreibung. Viele Beispiele könnten hier vorgelegt werden, ein besonders kennzeichnendes soll erwähnt werden in seinen Bemerkungen über die Beziehung des Menschen zu den Wolken, einmal gesehen vom Flachlande aus, zum anderen Male gesehen vom Gebirge, die er bei Gelegenheit der Schilderung der Walliser-Alpen gegeben hat: „Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermutet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Teile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst wie sie sich erzeugen eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.“

Der Beginn der Beschreibung der italienischen Reise ist mit zahlreichen Wetterbeobachtungen durchflochten. Gleich beim ersten Absatz dieser Schrift, nachdem die einleitenden Sätze gemacht wurden, werden Beobachtungen des Wetters aufgezählt: „... an einem schönen stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen.“ Kennzeichnend für seine Wetterbetrachtungen sind dabei seine häufigen Beziehungen zu der eigenen Person. Er hofft, daß die guten Anzeichen ihn nach einem so schlimmen Sommer einen guten Herbst genießen lassen. Die Wetteraufzeichnungen mehren sich: „Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tiroler Gebirg ... Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter acht habe: Der Reisende zu Lande, fast so sehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt sein sollte als der Sommer zu Hause.“ „Es scheint, mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem so schönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Postillon sagte mit vergnüglichem Ausruf: Es sei der erste im ganzen Sommer. Ich nähre meinen stillen Aberglauben, daß es so fortgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.“ Der Himmelsblick, die Wolkenmassen, der Nebel des Flusses, der Wind, alles dies wird beobachtet. Wenn er seinen weiteren Weg über die Berge beschreibt, vernimmt er mit Verwunderung, daß es „gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus diesen Meteoren sollte man Hoffnung zu besserem Wetter schöpfen und aus dem ersten Schnee eine Umwandlung der Atmosphäre schließen.“

Die Schilderungen des wechselnden Wetters, insbesondere Beschreibungen der Wolken- und Nebelbildungen, ergänzen in seinem Stil besonders kennzeichnend die Darstellung des Landschaftsbildes, wobei dann das stets sich verändernde Wetter die einzelnen Bildelemente miteinander verbindet. Bei der Behandlung des Gegenständlichen wird nicht vergessen, daß diese nicht nur im Raume stehen, sondern daß dieser Raum auch stofflich mit Atmosphäre erfüllt ist. Wenn Goethe also den Tempel von Segeste schildert und das Bild ausmalt durch Skizzierung des ihn umgebenden Pflanzenkleides, so fügt er aber auch hinzu: „Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde...“

Welchen Anteil das meteorische Erlebnis in Goethes Landschaftsschau hat und wie lange ein derartiges Erlebnis nachklingt, zeigen die Zeilen aus „Dichtung und Wahrheit“, die das heitere elsässische Land vor den Augen eines jeden Lesers neu entstehen lassen: „Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der

reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet.“

4.

Würde Goethes Fähigkeit des Erlebens atmosphärischen Geschehens sich lediglich in der Prosa oder Lyrik des Dichters offenbaren, so wäre das Problem nur ein ästhetisches. Goethe führt aber alle seine Erlebnisse in weiter gespannte Bezirke seines geistigen Daseins. Sein Naturerleben führt ihn zur Naturwissenschaft, wobei Grundlagen und Mittel des Naturerkennens ihre besondere, Goethe eigentümliche Prägung besitzen, die vertraut sein müssen, wenn man einen Zugang zu seinem Werk finden will.

Goethes meteorologische Schriften bedürfen daher einer eingehenden Besprechung; sie können nicht einfach damit abgetan werden, daß sie zu einem erheblichen Teile fachwissenschaftlich nicht bestehen können. Denn sie stellen doch einen wesentlichen Teil seiner Verarbeitung der Eindrücke atmosphärischen Geschehens dar und beschäftigten ihn ernstlich, während oft gleichzeitig andere bedeutende dichterische Werke geschaffen wurden. Im Jahre der Ausarbeitung der „Helena“ entstand Goethes „Witterungslehre“, eine seiner beiden Hauptschriften über meteorologische Fragen. Die andere kleine Schrift „Wolkengestalt nach Howard“ wurde bereits früher erwähnt.

Welche Stellung muß zu diesen Schriften Goethes über Meteorologie eingenommen werden? Wie gewinnt man überhaupt einen Ausgangspunkt, wenn die in der Einleitung zu dieser Abhandlung genannte Grundhaltung eingenommen werden soll? Darf man überhaupt bei Goethe eine fachliche Abhandlung im Sinne der modernen Naturwissenschaft erwarten, die den Prinzipien der Physik folgt und eine Analyse der Witterungserscheinungen bezweckt?

Goethe sucht bei seinen Betrachtungen, wie immer in seinen naturwissenschaftlichen Schriften, nach Äußerungen des Weltgesetzes und nicht nach den Partikulargesetzen der Einzelwissenschaft, so wie sie heute fast aus-

schließlich Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind. Goethes naturwissenschaftliche Schriften haben alle den gleichen Grundgedanken in der Suche nach dem einzigen Bauplan des Geschehens. Er bemüht sich in der Wetterlehre um das meteorologische Urphänomen.

Wenn soeben mit dem Begriff Urphänomen ein wesentliches Bestimmungsstück im Denken Goethes erwähnt wurde, so dürfte es wohl notwendig sein, die Eigentümlichkeiten seiner Denkweise kurz darzulegen, da sonst das Wesen seiner naturwissenschaftlichen Schriften nicht klar erkannt werden kann. In der analytischen Betrachtungsweise der Dinge — und dies ist der Weg, der der modernen Naturwissenschaft zu ihren großen Erfolgen verholfen hat — sucht man das Gesetzliche eines gegebenen Ganzen aus der Beschaffenheit der einzelnen Teile zu erfassen, und zwar möglichst in quantitativer Hinsicht. Zum vollen Begreifen eines Naturprozesses genügt aber dieser Weg nicht, er muß seine Ergänzung finden in der synthetischen Betrachtungsweise, wo das Verhalten der Einzelteile dann als Funktion einer Ganzheit erfahren wird. Das Wesentliche für eine jede wirkliche Erkenntnis liegt in der Synthese, der Zusammenfassung; die Analyse, die Zergliederung, kann letzten Endes doch nichts erklären.

Der Weg der analytischen Forschung war Goethe nicht gegeben, das Trennen und Zählen lag nicht in seiner Natur, wie er selbst es bekundet. Erkenntnis-mittel für Goethe ist die geistige Anschauung. Diese — von ihm auch mit Vorliebe das „Aperçu“ genannt — bewirkt, daß die Fülle der Einzelheiten wie von selbst zu einem Ganzen geordnet wird. Es liegt darin „das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine geniale Geistesoperation ist. Man kommt durch Anschauungen dazu, weder durch Nachdenken, noch durch Lehre oder durch Überlieferung. Ein solches Aperçu gibt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet.“

Das geistige Anschauen oder das Aperçu bedeutet eben die Fähigkeit, aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Offenbarung des Wesens oder zur Idee zu gelangen. Das Objekt dieses Anschauens ist das Urphänomen. Das Urphänomen ist für Goethe die Grenze der Erkenntnis. Es bezeichnet nach ihm die naturgemäße Weise, wie in einem bestimmten Gebiete der Erfahrungen die Idee sich den Menschen an der Hand seines normalen Sinnes- und Geistesvermögens aufschließt. Es soll immer und überall ein solches verbleiben und an Hand der natürlichen und normalen sinnlichen Empfindungsweise vorstellbar sein. Es soll vor allen Dingen die Einheit der Erkenntnis des Menschen herstellen. Die plastische Klarheit der Urphänomene genügt dem Blick des Künstlers, wobei zugleich diese Urphänomene Gegenstände der naturwissenschaftlichen Erkenntnis sind. Das Ziel der Erkenntnis liegt für Goethe in der anschaulichen Auffassung der

Urphänomene des Lebens, wie es sich darstellt in der Natur und in der Menschenwelt¹.

Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist also nicht eine Zusammenstellung des bisherigen Wissens, sondern eigenes Beobachten und Denken. Es verlangt einen „lebendigen Begriff der Sache“, d. h. ein anschauliches Erkennen. Dieses „Anschauen“ ist aber von dem einfachen des rein realistisch-empirischen Standpunktes wesentlich verschieden, da es sich um ein denkanschauliches Vorstellen handelt, d. h. um ein denkendes Erschauen des Gemeinsamen und des Zusammenhangs innerhalb einer gegebenen Mannigfaltigkeit sinnlicher Objekte².

Mit der Naturwissenschaft in der heutigen Form ist Goethes Denkweise nicht vereinbar, da diese Methode keiner mathematisch-physikalischen Behandlung fähig ist. Dabei will er durchaus in der Erfahrung bleiben, wie er ja seine Erkenntnisse durchaus aus der Erfahrung ableitet. Er strebt nach einem einheitlichen und einfachen Weltbegriff, in dem unbeschadet aller Erforschung des Subjekts auch das Objekt zu seinem vollen Recht kommt. Seine Stellung hat er sehr klar in einem Brief an Schiller (30. Juni 1798) gekennzeichnet. „Ich stehe gegenwärtig in eben dem Fall mit den Naturphilosophen, die von oben herunter, und mit den Naturforschern, die von unten hinauf leiten wollen. Ich wenigstens finde mein Heil nur in der Anschauung, die in der Mitte steht.“

Seine methodische Grundhaltung faßt Goethe in die Worte: „Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst Du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen, und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte, wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis und Diakrisis wir ein göttliches Leben fühlen — wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist —, dann ist sie mir willkommen.“

5.

Die Suche nach dem Urphänomen in der Welt der meteorischen Erscheinungen hat Goethe stark beschäftigt. Auch hier ist er auf ein *Aperçu* angewiesen, er hat seine aufkeimende Erkenntnis der wesentlichen Ursache der Wettererscheinungen selbst im Alter eingehend dargelegt. Wohl schon von früher Jugend an war ihm das Wetterglas vertraut; die eigentümlichen, geheimnisvollen Schwankungen der Quecksilbersäule im Barometer haben

¹ Vgl. Siebeck, Goethe als Denker, Stuttgart 1902.

² Vgl. Ziehen, Goethes naturphilosophische Anschauung, Halle 1930.

seine Phantasie entzündet. Die nüchterne mathematische Theorie der Entstehung des Luftdruckes und der zahlenmäßige Zusammenhang mit dem Barometerstand, der zu Goethes Zeiten bereits gesicherte Erkenntnis der Fachwissenschaft war, konnte ihn nicht fesseln und befriedigen.

Die Entwicklung dieses Kerngedankens über die atmosphärischen Erscheinungen, der wie ein roter Faden die späteren Schriften Goethes durchzieht, ist nur schwer aufzuweisen. Ihr Anfangsstadium pflegt sich dem Bewußtsein noch nicht sonderlich aufzudrängen. Wie ein gespenstisch Licht flammt eine solche Idee gewöhnlich auf, verblaßt, erscheint wieder. Man trägt sie jahrelang mit sich herum, sie wird schließlich zum geistigen Eigentum, und man weiß gar nicht, seit wann sie Besitz geworden ist. Man kann ihre Geschichte im eigenen Erleben nicht schildern, um wieviel weniger kann später von außen her nach ihrem Ursprung gefragt werden.

In seiner „Italienischen Reise“ berichtet er zwar eingehend darüber. Da diese aber erst etwa dreißig Jahre später in der jetzigen Form redigiert wurde, so erhebt sich die Frage nach der ersten Niederschrift, der ersten Spur und Fassung dieses Gedankens. Wir besitzen sie. „Das Reise-Tagebuch. Erstes Stück. Von Carlsbad auf den Brenner in Tyrol 1786“ enthält unter dem 9. September die „Note a. Gedanken über die Witterung“. Er spricht hier von der „Elasticität“ der Atmosphäre und den Beziehungen dieser Eigenschaft zur Wolkenbildung und Wolkenauflösung. Er erklärt diesen Fachausdruck und sagt: „Ich habe das Wort Elasticität statt des in dieser Materie auch gewöhnlichen Wortes Schwere gebraucht, und es ist auch besser.“ Über die Folgen der verschiedenen Elasticität, lies Schwere, läßt Goethe sich folgendermaßen aus: „Die Atmosphäre und die Berge ziehen wechselseitig die Dünste an, unter welchen Bestimmungen dies geschieht, wird sich erklären lassen. Jetzt nur soviel: Wenn sich die Elasticität der Luft vermehrt, vermehrt sich ihre Anziehungskraft, und die Wolken verlassen die Berge und werden, wie mehrmals gesagt, von der Luft gehoben und verzehrt, umgekehrt ist die Wirkung umgekehrt.“

Die Folgen dieser wechselnden Anziehungskraft sollen hier nicht weiter behandelt werden, und die „Bestimmungen“, unter denen dieser Wechsel der Anziehungskraft sich vollzieht, sind zunächst noch nicht ausgesprochen.

In Goethes eigenem Werk, in seinen Briefen und Niederschriften finden sich für längere Zeit keine Nachweise mehr. Erst im Winter 1805/06 hielt er vor Weimarer Damen eine Reihe von Vorträgen über naturwissenschaftliche Themen, und Henriette von Knebel berichtet: „Am vergangenen Mittwoch gar schön über die Elasticität der Luft gesprochen“ (11. 12. 1805). Wichtig für die gestellte Frage sind Goethes Aufzeichnungen zu diesen Vor-

trägen: „Veränderung der Anziehungskraft der Erde, vorzügliche Ursache der Veränderung der Witterung.“

Jetzt ist das Stichwort gefallen, das in Goethes Witterungslehre den Kernpunkt oder, in seiner Sprache ausgedrückt, das Urphänomen darstellt: Die veränderliche Anziehungskraft der Erde als Ursache der veränderlichen Witterung.

Als Goethe dann in den Jahren zwischen 1813 und 1816 die „Italienische Reise“ endgültig redigiert, werden die vorher genannten Notizen „Auf dem Brenner“ ebenfalls neu gefaßt und erweitert. Im ursprünglichen Tagebuch werden die „Bestimmungen“ dieses Wechsels der Anziehungskraft noch nicht dargelegt, jetzt formen sie sich zu klaren Vorstellungen: „Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deswegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter, wenn es schon fertig geworden, im Gebirge ist man gegenwärtig, wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prüfen im Falle bin. Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner und sehen ihre Gipfel bald im Sonnenscheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umsaust, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das alles der Atmosphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für tot, weil sie erstarrt sind, wir glauben sie untätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Teile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsieren äußert, so daß sie sich durch innere notwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen, bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle anderen Versuche diese Oscillation darzustellen zu beschränkt und roh sein, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im geringsten, alsobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elasticität der Luft diese

Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch verteilt war, nicht mehr tragen, Wolken senken sich, Regen stürzen nieder, und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elasticität der Luft wieder hergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänomene. Einmal versammeln die Berge ungeheure Wolkenmassen um sich her, halten sie fest und starr, wie zweite Gipfel über sich, bis sie als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, sodann wirkt auf den Überrest die elastische Luft, welche nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufzehren einer solchen Wolke ganz deutlich: sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendrot beschien sie. Langsam, langsam sonderten ihre Enden sich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; diese verschwanden, und so verschwand die ganze Masse nach und nach und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen.“

Eckermann berichtet unter dem 2. 6. 1823: „Goethe ist im Begriff, die Theorie einer Witterungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballes und dessen Anziehung und Entlassung der Atmosphäre zuschreiben wird.“ Diese Arbeit fällt bereits in die nachfolgend noch genauer zu schildernde Zeit der eigentlichen meteorologischen Tätigkeit und ist ohne besonderen Titel im 1. Heft des 2. Bandes der Sammlung „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ erschienen. Goethe bespricht hier eine von L. Schrön (von der Sternwarte Jena) entworfene Tafel „Vergleichende Darstellung der Barometer-Stände verschiedener Orte im Monat Dezember 1822“ und glaubt hieraus schließen zu dürfen: „Wenn von Boston bis London, von da über Karlsruhe nach Wien, ferner durch Böhmen nach Thüringen das Steigen und Fallen des Barometers immer analog bleibt, so kann dies unmöglich von einer äußern Ursache abhängen, sondern muß einer innern zugeschrieben werden, welches sich bei übereinstimmenden gleichzeitigen Beobachtungen an vielen Orten noch deutlicher ergeben muß. Das Pulsieren, das Aus- und Einatmen der tellurischen Schwerkraft bleibt in gewissen, von der Natur vorgeschriebenen Grenzen, aber im Steigen und Fallen durchaus dasselbe, nur daß in den tiefsten Lagen die Wirkung bedächtiger und gleichmäßiger, auf den Höhen rascher und lebhafter vor sich geht.“

Welchen Sinn diese seine Grille in einem Wissenschaftsgebäude besitzt, darüber ist sich Goethe selbst sehr klar gewesen. Er kennzeichnet diese Grille als eine Hypothese und sagt von ihr: „Auf dieser Hypothese verharren wir, bis uns ein anderes Licht aufgeht, und sagen: die Erde verändert ihre Anziehungskraft und zieht also mehr oder weniger den Dunstkreis an; dieser hat weder Schwere, noch übt er irgendeinen Druck aus, sondern

stärker angezogen scheint er mehr zu drücken und zu lasten; die Anziehungskraft geht aus von der ganzen Erdmasse, wahrscheinlich vom Mittelpunkt bis zu der uns bekannten Oberfläche, sodann aber vom Meere an bis zu den höchsten Gipfeln und darüber hinaus abnehmend und sich zugleich durch ein mäßig-beschränktes Pulsieren offenbarend.“

6.

Eine Verbindung zur Meteorologie als Wissenschaft hat Goethe erst sehr spät bekommen und zwar durch Carl August, der ihn auf die Wolkenklassifikation des Engländers Howard aufmerksam macht. Die 1803 in London veröffentlichte Originalarbeit Howards hat Goethe zunächst nicht zu Gesicht bekommen; er lernte diese für seine Naturerkenntnis so wichtigen Gedankengänge aus einem 1815 in Gilberts Annalen erschienenen Referat kennen. Er greift diese neue Methode sofort und mit Begeisterung auf, da sie seiner Anschauungsform durchaus entspricht.

Goethe fertigt für seinen Großherzog aus diesem Referat einen Auszug an; diese auch nach heutigen Maßstäben rein wissenschaftliche Arbeit erfolgte also im Auftrage, ihre ursprüngliche Niederschrift (Jena, 17. Dezember 1817) trägt den Vortitel: Camarupa. „Der Name einer indischen Gottheit, die an Gestaltveränderungen Freude hat. Diese Benennung wird auch aufs Wolkenspiel bezogen und steht billig diesem kleinen Aufsatz voran.“ Diese ersten Studien gingen mit dem Untertitel „Howards Terminologie“ in die kleine Schrift „Wolkengestalt nach Howard“ ein, die im 1. Bande der Sammlung „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ veröffentlicht wurde.

Dies ist der Beginn der fachmeteorologischen Betätigung Goethes. Von nun ab dauert die Beschäftigung mit Howard und seiner Lehre an, ja zeitweise steht sie ganz im Vordergrund seiner Naturbeobachtung. Die Lufterscheinungen können nunmehr methodischer verfolgt werden, und vor allen Dingen werden Beziehungen zwischen Wolkenformen und Barometerstand gesucht. Zu diesem Problem hofft Goethe in der ersten Zeit der Beschäftigung mit diesem Fragenkreis formulierbare Ergebnisse vorlegen zu können (Brief an Münchow vom 20. 1. 1817). Goethe glaubt auch, die Formen nach Howard durch eine weitere Form ergänzen zu müssen. Die dicht am Horizont gelagerten Schichtwolkenstreifen lassen gewöhnlich keinen Zwischenraum mehr erkennen, sie schließen den Horizont in einer gewissen Höhe ab. Hier möchte er einen neuen Terminus „Paries, die Wand“ eingeführt sehen. Es ist wohl kaum notwendig zu bemerken, daß diese Form, allein bedingt durch die zufällige Lage des Beobachters, keine dauernde Anerkennung finden konnte. „Über eine Wolkenform, Paries, Wand“ ist der Titel einer kleinen Mitteilung in den „Bulletins der naturwissenschaftlichen Sektion“ (IX, 1824) der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur,

mit der Goethe — wie später noch mehrfach zu erwähnen — in enger Verbindung stand. Diese Form findet auch Erwähnung in Kastners „Archiv für die gesamte Naturlehre“ (III, 1824). H. W. Brandes schreibt hierüber an Goethe unter dem 10. Nov. 1825: „Mit großem Interesse habe ich gelesen, daß Ew. Excellenz die Arten der Wolkengestalten durch eine neue, *Paries*, bereichert haben. Allerdings verdient diese Form, welche wohl bisher zu dem *Stratus* gezählt wurde und die ich wegen ihrer stets gleichbleibenden Form als *Wolkenkamm* unterschied, als besondere Form hervorgehoben zu werden.“ Im 1. Bande seines berühmten Lehrbuches der Meteorologie (1831) erwähnt Kämtz beim *Cirro-Stratus* nebenbei, daß für den Aufzug dieser Wolkenart Goethe die Bezeichnung *Paries* vorgeschlagen habe. Dies ist wohl die letzte Erwähnung in der meteorologischen Fachliteratur. Goethes Wolkenstudien haben für den Fachmann von heute nicht bloß historisches Interesse; seine Wolkentagebücher erscheinen uns viel beachtenswerter als seine allgemeinen Ausführungen, zeigt er sich doch in ihnen als ein Meister der Schilderung des Wolkenbildes. Mit wenigen Worten wird dem Meteorologen ein Wetterbild vor Augen geführt, wie wir es uns noch heutzutage wünschen zur Ergänzung der recht nüchternen Zahlenangaben der meteorologischen Geräte. Das erste Wolkentagebuch stammt aus dem Februar 1818 und wurde während eines Aufenthaltes in Jena geführt; es stammt also aus der ersten Zeit seiner Beschäftigung mit der Wolkenlehre. Dieses ist nicht besonders umfangreich, ebenso wie das zweite aus Karlsbad aus dem September 1819. Am umfangreichsten und sorgfältigsten sind die Aufzeichnungen vom 23. April bis 28. Mai 1820. Dieses „*Wolkendiarium*“, in seinem Briefwechsel häufig erwähnt, war für Goethe ein erster systematischer Versuch einer Anwendung der Howardschen Lehre, den er gerne wiederholt hätte. „Find ich im Herbst Gelegenheit, wieder vier Wochen einer bedeutenden atmosphärischen Folge nachzugehen, so ergibt sich wohl ein interessanter Parallelismus mit der Frühlingszeit.“ (An Carl August, 13. 8. 1820.) Welche Bedeutung dieses *Wolkendiarium* für Goethe hatte, erhellt die Aufnahme dieser Studien in die endgültige Fassung der „*Wolkengestalt nach Howard*“. Die geplante Fortsetzung im gleichen Jahre mußte verschoben werden. Das nächste Wolkentagebuch umfaßt die Zeit vom Juni bis September 1823, stammt ebenfalls aus Böhmen und wurde erst aus dem Nachlasse bekannt. Die erste enge Beziehung Goethes zur Fachmeteorologie muß als durchaus gelungen bezeichnet werden, da er eben hierbei seine besondere Fähigkeit als aufmerksamer Beobachter des Wetters beweisen konnte.

Die heutige Meteorologie geht in ihrer Wolkenklassifikation immer noch auf die Howardsche Terminologie zurück, die Einzelkenntnisse sind natürlich weit über die der Zeit Goethes hinausgewachsen; aber eine Aufzeich-

nung Goethes wird auch heute noch für Freunde der Geschichte der Meteorologie lesenswert sein: Luke Howards Selbstbiographie. Goethe war der Überzeugung, „daß alles was durch Menschen geschieht in ethischem Sinne betrachtet werden müsse, der sittliche Wert jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurteilen sei.“ Er setzte sich daher über eine Mittelsperson, den englischen Reisenden Joh. Christ. Hüttner in London, mit Howard in Verbindung und erhielt von diesem im Februar 1822 die erwähnte Selbstbiographie übersandt, die „bei aller Wahrheit und Aufrichtigkeit . . . doch sehr klug und gut geschrieben ist“, so daß Goethe sie übersetzen ließ, um sie im 2. Bande seiner Sammlung „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ zu veröffentlichen. Er kennzeichnet (an C. L. F. Schultz vom 5. 9. 1822) den Schöpfer der Wolkenklassifikation: „Wir sehen die allerliebste Erscheinung: ein Quäker, Laborant, Naturmensch und Christ.“

Der Fachmeteorologe entnimmt dieser kleinen Schrift, daß Howard auf meteorologischem Gebiete als Außenseiter und Autodidakt anzusehen ist, der sich neben seinem Berufe als Fabrikant und Leiter eines chemischen Unternehmens gerne mit naturwissenschaftlichen Problemen abgab. Häufiger Aufenthalt im Freien veranlaßte ihn, sich meteorologischen Gedanken und Beobachtungen hinzugeben. Als Frucht dieser Tätigkeit legte er einem Privatzirkel von Freunden der Philosophie als Erfüllung seiner Verpflichtung als Mitglied seinen Versuch über die Wolken vor, den man dann in diesem Kreise einer öffentlichen Mitteilung für wert hielt. So ist von ihrem Verfasser zunächst unbeabsichtigt und sicher auch unerwartet aus einem dilettantischen Versuch ein sehr ernst zu nehmender Zweig einer Wissenschaftslehre geworden.

Diese Beschäftigung mit einem Teile der Meteorologie war in jeder Hinsicht bedeutungsvoll für Goethe, wie er selbst bezeugt: „Wie sehr mich die Howardsche Wolkenbestimmung angezogen, wie sehr mir die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestaltenwechsel des Unbegrenzten erwünscht sein mußte, folgt aus meinem ganzen Bestreben in Wissenschaft und Kunst; ich suchte mich von dieser Lehre zu durchdringen, befließigte mich einer Anwendung derselben zu Hause wie auf Reisen, in jeder Tageszeit und auf bedeutend verschiedenen Barometerhöhen; da fand ich denn durch jene sondernde Terminologie immer Fördernis, wenn ich sie unter mannigfachen Bedingungen im Übergange und Verschmelzen studierte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und suchte das Bewegliche, dem Begriff gemäß, auf Blättern zu fixieren; berief Künstler dazu und bin vielleicht bald im Stande, eine Reihe von charakteristischen befriedigenden Abbildungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bedauert wird.“

Diese Forschungsrichtung entspricht eben durchaus seinem Interesse an der Natur, er sagt einmal zu Eckermann: „Ich habe mich in den Naturwissen-

schaften ziemlich nach allen Seiten versucht, jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden können.“

Die soeben erwähnten Wolkenbilder durch dazu berufene Künstler stellen einen beachtenswerten Versuch Goethes dar, einen Wolkenatlas zu schaffen, wie die Fachmeteorologie sich heutzutage ausdrückt. Der Versuch ist damals gescheitert, da die hierfür bestimmten Künstler³ Wesselhöft und Preller nicht imstande waren, das „Bewegliche auf Blättern zu fixieren“, so möchte jedenfalls das heutige Urteil lauten. In diesem Sinne müssen auch Goethes eigene Wolkenskizzen als „unvollkommen“ bezeichnet werden, so sehr auch in einem früheren Abschnitt (1) die Zeichenkunst Goethes mit Bezug auf seine Landschaftsskizzen zu rühmen war. In diesem Sinne ist beachtenswert, daß Goethe einem Meister der Landschaftsmalerei, Caspar David Friedrich, eine Aufforderung zukommen ließ⁴, sich Wolkenstudien zu widmen. Louise Seidler, die junge von Goethe so geförderte Künstlerin, soll diese „Wolkenaufträge“ übermittelt haben, die Friedrich schroff zurückwies. Friedrich glaubte wohl, daß die Einheit seiner Auffassung des Landschaftsbildes leiden würde, wenn er sich einseitigen Wolkenstudien widmen würde. Der Fachmeteorologe bedauert diesen Entschluß, denn die Darstellung der Wolken und der Himmelsansichten bei Caspar David Friedrich ist schlechthin meisterhaft, und dieses große Können muß Goethe wohl erkannt haben, wenn er einen solchen Wolkenauftrag gegeben hat.

Howard und die Wolken können nicht erwähnt werden, ohne der Verse zu gedenken, die Goethe ihnen gewidmet hat. Der „Wolkengestalt nach Howard“ fügt Goethe die Bemerkung an: „Und nun, da man von jeher die Poesie als wohlgeschickt zu summarischen Darstellungen gehalten, so folge noch zum Ehrengedächtnis unsers Meisters die Grundlehre, damit sie sich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.“

„Howards Ehrengedächtnis“ überschreibt er eine Reihe von kleinen Gedichten, denen der sinnige Vierzeiler voransteht:

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterschied.

Wie mehrfach geschehen, erscheinen bei Goethe Verse an verschiedenen

³ Vgl. W. Wasielewski, Goethes meteorologische Studien, Leipzig 1920. (Hier sind auch einige der genannten Bilder wiedergegeben.)

⁴ Man vergleiche: Caspar David Friedrich, Bekenntnisse. Ausgew. und herausgeg. durch Kurt Karl Eberlein, Leipzig 1924. Als das Jahr der Übermittlung dieses Auftrages wird hier 1816 angegeben, obwohl der Beginn von Goethes Wolkenstudien erst in das Jahr 1817 fällt.

Stellen des Gesamtwerkes wieder. Diese Gedichte über Howard und die Wolken sind auch wesentliche Teile des Gedichtzyklus „Gott und Welt“ und vertreten in dieser Zusammenstellung den Gestaltenwandel im Atmosphärischen als Gegenstück zu den bekannten Elegien „Die Metamorphose der Pflanzen“ und „Metamorphose der Tiere“. In dieser Gedichtfolge ist dem eben genannten Vierzeiler zum Lobe Howards ein anderer vorangesetzt, der deutlich Goethes Bemühungen um seine Naturerfassung zeigt:

Die Welt, sie ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit;
Ich muß das alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht recht denken lassen.

In dem darauffolgenden Preislied „Howards Ehrengedächtnis“ schließt er:

Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn:
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sei die Ehre dein! —
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar deiner sich die Welt.

Die vorletzte Zeile „Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt“, kennzeichnet kurz die vier Hauptformen der Wolken: Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus. Jeder Form wird dann noch ein weiteres Gedicht gewidmet:

Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,

dies ist die Kennzeichnung der Stratus; mit dem Cumulus beginnt das Aufwärtssteigen:

Und wenn darauf zu höherer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,

Die Bewegung des Aufsteigens wird beim Cirrus fortgesetzt, wobei die Wolkenbildung zugleich symbolisch gedeutet wird:

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem Vater oben still in Schoß und Hand.

Doch im Nimbus wird das Fallen wieder sichtbar:

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was sich hoch geballt.

Und diesem Wolkenkreislauf wird dann ein Gleichnis zur Seite gestellt:

Die Rede geht herab, denn sie beschreibt;
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Mit dem Gedicht „Wohl zu merken!“ schließt der Zyklus. In diesen letzten Versen wird der Maler, der Poet angesprochen, der „mit Howards Soudrung wohl vertraut“ ist.

8.

Die Sorge um das Ilmenauer Bergwerk bringt Goethe mit der Geologie in Verbindung; ebenso sind es dienstliche Verpflichtungen, die Goethe mit der ausübenden Meteorologie vertraut machen. Carl August hatte weitgespannte naturwissenschaftliche Interessen. Im Jahre 1811 beschließt er die Gründung der Sternwarte zu Jena, die im Herbst 1813 mit ihren Beobachtungen beginnt. Zu dem Instrumentarium einer damaligen Sternwarte gehörten auch meteorologische Instrumente, und Posselt, der erste Direktor der Sternwarte in Jena, war sicher mit den Grundzügen der meteorologischen Beobachtungskunst vertraut, ohne daß er allerdings systematische Beobachtungen anstellte. Carl August soll auch schon in weiter zurückliegender Zeit Pläne zu einem meteorologischen Beobachtungsnetz gefaßt haben, aber von einer Durchführung ist nichts bekannt. Die eigentliche meteorologische Arbeit beginnt mit der Errichtung des Meteorologischen Observatoriums in Schöndorf auf dem Ettersberge bei Weimar. Carl August schreibt an Goethe (3. 10. 1816): „Ich lasse jetzt eine Windfahne mit einem Elektrometer bei Schöndorf aufrichten, die soll ein echter Zeichendeuter werden.“

Jetzt wird Goethes Mitarbeit — auf Geheiß von Carl August — unentbehrlich; Goethe muß helfen bei der Ausarbeitung der Instruktion für diese Station. In diesem Rahmen befaßte sich Goethe mit der Wolkenlehre; worüber bereits (im Abschnitt 6) eingehend berichtet wurde. Die Instrumentalanweisungen stammen wohl von den Jenaer Meteorologen; bei den Farben des Himmels ist aber Goethe wieder maßgebend beteiligt. Mit diesen Arbeiten ist er im Jahre 1817 während seines Jenaer Aufenthaltes eingehend beschäftigt. Er kann am 14. Dez. 1817 seinem Großherzog melden: „... Instruktion für den Meteorologen des Ettersberg mit bildlicher Darstellung wird soeben ins Reine gebracht und gegen Weihnachten aufwarten ... Hier sei mir erlaubt zu schließen und meinen Wolken-Boten nochmals auf Weihnachten anzukündigen.“ Der Beitrag „Farben des Himmels“ trägt ebenfalls das Datum: Jena, den 17. Dezember 1817; er gehört also zu dem Manuskript, das bereits früher erwähnt wurde. Carl August dankt am 10. 1. 1818: „Das Observatorium in Schöndorf ist nun ganz eingerichtet und dank deines Auszugs auch mit der Vorschrift für die Wolkenbilder versehen und bereichert.“

An dieser Instruktion ist Goethes Mitarbeit deutlich zu erkennen. Von seiner Anteilnahme an diesem Unternehmen kündigt ein Brief an Zelter (16. Febr. 1818): „Dabei darf ich nicht vergessen, daß wir die entschiedensten Anstalten haben, Witterung zu beobachten, wobei ich an meiner Seite die Wolkenformen und Himmelfarben mit Wort und Bild einzuweben suche.“ In der endgültigen Ausgabe dieser Anleitung aus dem Jahre 1822 ist eine Wolken-tafel („Symbolische Darstellung der Wolkenformen“) enthalten, die, wenn sie nicht in Gänze auf Goethe zurückgeht, doch zumindest durch seine „Zeichnungen, die Gestalten der Wolken darstellend“, die er sich im Mai 1817 einmal von Weimar nach Jena übersenden läßt, beeinflußt wurde. Die Beschreibung der „Howardschen Wolkenformen“ in einer Beilage zu dieser Instruktion ist ein Abdruck des Goetheschen Aufsatzes „Howards Terminologie“. Auch die Beilage „Farben des Himmels“ zeigt ganz den Charakter der Betrachtung der Farben, wie sie Goethe eigentümlich ist.

Goethes eingehende Beschäftigung mit der Meteorologie in Karlsbad im Frühsommer 1820 ist schon erwähnt worden. Eine Frucht dieser Be-tätigung ist die nach seiner Rückkehr mit Prof. Posselt von der Sternwarte Jena stattgehabte Besprechung, die zu einer Belebung der Wetterbeobach-tungen im Lande führte. Goethe berichtet am 13. 8. 1820 aus Jena: „In-dessen sind Posselt und Körner nach Ew. Hoheit ausgesprochenen Ab-sichten tätig, sie setzen sich vorerst in Bekanntschaft mit dem, was früher durch die Mannheimer geschehen.“ Die „Mannheimer“ sind die Männer der Pfälzischen Gesellschaft, die Weltberühmtheit errungen und auf dem Gebiete der Organisation meteorologischer Beobachtungen bahnbrechend gewirkt hatten. An diese Arbeiten wird also ausdrücklich angeknüpft. Diese Gründ-lichkeit der Organisationsarbeit unter Goethe muß durchaus hervorgehoben werden.

Zu der meteorologischen Station in Schöndorf traten nun noch eine Reihe weiterer, darunter vornehmlich eine bei der Sternwarte Jena, die dann die Zentrale des meteorologischen Dienstes im Großherzogtum wird. Die Beobachtungen dieses Stationsnetzes beginnen meist in den ersten Monaten des Jahres 1821. Ohne die Mitwirkung Goethes, der die „Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst“ im Groß-herzogtume führte, wäre es wohl nie zur Einrichtung dieser „Anstalten für Witterungskunde“ gekommen. Professor Posselt von der Sternwarte zu Jena berichtet in seinem ersten Meteorologischen Jahrbuch für Sachsen-Weimar-Eisenach für das Jahr 1822, daß unter der Direktion Sr. Excellenz des Herrn Geheimen Rat v. Goethe, unter dessen Ministerium diese Angelegenheiten gestellt sind, eine Instruktion für die Anstalten für Witterungskunde aus-gearbeitet wurde, worin genau bestimmt ist, zu welcher Zeit und auf welche Weise die Beobachtungen in die dazu besonders gestochenen Tabellen ein-

getragen werden müssen und worauf man bei den mannigfaltigen Phänomenen unseres Dunstkreises seine Aufmerksamkeit vorzüglich zu richten habe. Die auf die vorgeschriebene Weise ausgefüllten Tabellen werden monatlich an den Herrn Geheimen Staatsminister von Goethe eingesandt, von wo sie an die Sternwarte von Jena gelangen, um zur gemeinschaftlichen Vergleichung benutzt zu werden.

Goethes Sorge um dieses meteorologische Beobachtungsnetz ist beachtlich. Er wird nicht müde, die meteorologischen Tafeln mit Ausdrücken des Lobes über den Fleiß seiner Jenaer Mitarbeiter seinem Großherzog regelmäßig vorzulegen. Er schreibt an Ch. L. F. Schultz (31. 5. 1825): „Von unserem jenaischen meteorologischen Betrieb sende ein vollgültiges Zeugnis; ich lasse dies seinen herkömmlichen Gang hingehen und bin sehr vergnügt, Angestellte neben mir zu haben, die meine Fragen beantworten und gewisse allgemeine Forderungen im Besondern durchführen mögen; ohne dies wäre ich nicht so weit vorwärts gekommen. Jetzt würde ich sehr weit von solchen Betrachtungen abgelenkt, müßt ich nicht tagtäglich, wenn ich nur über mich sehe, wieder an alles im Breiten und Tiefen gedenken.“ Seine Teilnahme an dieser Arbeit läßt eine briefliche Auslassung an Nees v. Esenbeck vom Dez. 1825 deutlich erkennen, daß er in die Meteorologie „erst nach Pflicht und Geheiß eingegangen sei, daß er aber mehr, wie es zu geschehen pflegt, mit Lust und Leidenschaft beharre.“

Diese heute noch verfügbaren Tabellen zeugen nicht nur von Goethes tätiger Anteilnahme an der Witterungskunde, sondern sind, was insbesondere die der Sternwarte in Jena selbst anbelangt, ein wesentlicher Teil der Beobachtungen dieser meteorologischen Säkularstation und damit heute noch von beachtlichem fachlichem Werte. Der eigentliche Bearbeiter dieses meteorologischen Beobachtungsnetzes war Dr. Ludwig Schrön, der noch den 4. bis 6. Jahrgang dieser Publikationsreihe unter dem ausdrücklichen Titel „Meteorologisches Jahrbuch des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach“ herausgab.

Daß eine so kostspielige Veröffentlichung wie das „Meteorologische Jahrbuch“ überhaupt erscheinen konnte, ist nur dem ungewöhnlichen Interesse von Carl August zuzuschreiben, der mit wirklich wissenschaftlichem Verständnis die Beobachtungen im einzelnen verfolgte, wofür sich zahlreiche Zeugnisse in seinem Briefwechsel mit Goethe nachweisen lassen, der es dann seinerseits unternehmen muß, Deutungsversuche zu geben. Carl August ist voller Ungeduld, bis er endlich von seinen Jenaer Meteorologen die erste gedruckte Zusammenstellung in Händen hat. Mit seinem Tode (1828) beginnt der Verfall des Beobachtungsnetzes, das letzte Jahrbuch umfaßt das Jahr 1827.

Auch bei Goethe beginnt die Teilnahme an den meteorologischen Problemen um diese Zeit nachzulassen, wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden wird. Er ahnte, daß seine Jenaer Institute und die durch diese unternommenen Arbeiten ein Ende finden würden, wenn seine ordnende Hand einstmals fehlen wird. Er äußerte zum Kanzler v. Müller (20. Sept. 1823): „Ich freue mich nur, wie stattlich und in schönster Ordnung meine Institute zu Jena sind, die ja nur errichtet wurden, das wirklich zu leisten, was die Nominalprofessuren nicht vermögen. Ich habe aber auch den Stolz, daß sie nicht zwei Jahre nach meinem Tode fortbestehen, sondern mit mir untergehen werden, denn dann wird man hineinpfeuschen, alles persönlich und willkürlich betrachten, statt daß ich alles rein objektiv behandelt und keinen einzigen unnötig oder überflüssig Angestellten habe.“ Dieses Schicksal hatte auch das meteorologische Beobachtungsnetz. Durch Kabinettsorder vom 24. 2. 1832 — einen Monat vor Goethes Tode — werden die sämtlichen Beobachtungen auf den bisher bestandenen Plätzen aufgehoben und die dabei Angestellten von ihren bisherigen Obliegenheiten entbunden. Nur die Beobachtungen in Jena sollen desto genauer und umständlicher durchgeführt werden. So ist wenigstens diese Arbeit Goethes für die weitere wissenschaftliche Entwicklung fruchtbar geblieben.

Durch Carl August wird Goethe auch mit der wichtigsten deutschen meteorologischen Publikation der damaligen Zeit bekannt gemacht, die auf Carl August einen starken Eindruck machte und Goethe ebenfalls eingehend beschäftigte: H. W. Brandes, Beiträge zur Witterungskunde, Leipzig 1820. Das Werk trägt die Untertitel: Untersuchungen über den mittleren Gang der Wärme-Änderungen durchs ganze Jahr; über gleichzeitige Witterungs-Ereignisse in weit voneinander entfernten Weltgegenden; über die Formen der Wolken, die Entstehung des Regens und der Stürme und über andere Gegenstände der Witterungskunde. Es ist bedeutungsvoll als das erste Buch über die gleichzeitigen Witterungsereignisse an verschiedenen Orten. Konnten schon die Fachgelehrten der damaligen Zeit dieses Werk nicht voll auf würdigen, so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn Carl August und Goethe nur das darin fanden, was sie suchten. Goethe schreibt an Carl August (7. 5. 1820): „Mit Brandes konnte ich mich bald befreunden, wozu die Einsamkeit freilich vieles beitrug. Ich fing mit der Wolkenlehre an, die er sehr einsichtig behandelt. Die Kupfer sind den englischen nachgestochen und geben leider kein lebendiges Anschauen mehr. Sodann hat mich der Aufsatz über den Höhenrauch, ingleichen über den Erdbrand in Island doppelt interessiert, indem er alte Erinnerungen weckte und jene Phänomene mir wieder frisch vor die Seele brachte.“ Sicher kann man auch sagen, daß die graphischen Tafeln bei Brandes Anregung gaben, durch Schrön regelmäßig ähnliche Übersichten anfertigen zu lassen.

Dieser starke Eindruck, den Brandes auf Goethe gemacht hat, erklärt auch Goethes Bestreben, die meteorologische Beobachtungstätigkeit an Orten außerhalb des Großherzogtums anzuregen; Frankfurt a. M. und Salzuflen datieren von daher den Beginn ihrer meteorologischen Beobachtungen. Ebenso wichtig erschien ihm der Austausch von Beobachtungsdaten. Goethe veranlaßt (1822), daß die „weimarschen Tabellen“ an die Schlesisch-Vaterländische Gesellschaft in Breslau geschickt werden, die im Austausch ihre Beobachtungen zur Verfügung stellen will. Sicher hatte Goethe seine Freude an dem Urteile von Brandes, daß die Weimarer Tabellen besser seien als die schlesischen. Der große Eindruck der Arbeit von Brandes ist es auch, der Goethe später veranlaßte, seine Notizen über die Witterungslehre zusammenzufassen. „Eine frische Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Brandes und dessen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt sich, wie ein Mann, die Einzelheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Isolierteste zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt, manches aus meinen Papieren mitzuteilen, das vielleicht mit schon Vorhandenem zusammengeknüpft von Wert sein könnte.“

Eine Vorarbeit zu einer zusammenfassenden Darstellung wird wiederum veranlaßt durch eine Anfrage meteorologischer Art, die Carl August am 17. 1. 1825 an Goethe richtet. Dieser antwortet am gleichen Tage: „Was die barometrischen Erscheinungen betrifft, so erbitte mir, sobald meine Geister wieder etwas besser beisammen sind, die Erlaubnis aus, mein Glaubensbekenntnis bescheiden vorzulegen und die Art, wie ich das Problem für mich zu lösen trachte, in einer sinnigen Folge darzustellen.“ Das Tagebuch des gleichen Tages vermerkt: „Promemoria an Serenissimum in Beantwortung höchsten Erlasses.“

Eine weitere Anregung gab ihm das ebenfalls von Carl August Ende Juli 1825 übersandte Werk: Daniell, *Meteorological Essays and Observations* (London 1823). Er entnimmt dem Vorworte zu diesem Buche die Aufforderung: „Die Wissenschaft der Witterungslehre ist von solcher Ausdehnung, daß man ihre Phänomene wahrscheinlich am besten in abgeordneten Teilen oder sogenannten Monographien studiert.“ Goethe bemerkt hierzu: Dies „ist ganz nach meiner Überzeugung geschrieben; wie ich mir denn die barometrischen Erscheinungen ganz allein empfohlen sein lasse; erwartend und hoffend, daß andere, wie hier Daniell, die übrigen Kapitel ebenso behandeln werden.“

Die Frucht dieser Studien und Anregungen ist dann die Schrift Goethes „Versuch einer Witterungslehre 1825“. Sie ist viel besprochen worden und hat viel Kritik hervorgerufen!⁵. Die Abweichung von der Fachwissenschaft

⁵ Eine eingehende Würdigung findet sich bei Wasielewski (a. a. O.), der Goethe zu entschuldigen sucht mit dem niedrigen Stande der meteorologischen Wissenschaft

beruht auf der eigentümlichen Auffassung Goethes vom tellurischen Ursprung der Barometerschwankungen, die er bereits als „Aperçu“ in seinem Bericht vom Brenner mitgeteilt hatte.

In seiner „Witterungslehre“ sucht Goethe, was er unter der Rubrik „Einleitendes und Allgemeines“ klar ausspricht, nach dem Mittelpunkt oder, wie es in Anlehnung an andere Ausführungen genannt werden kann, nach dem Urphänomen. Bedeutungsvoll für uns ist seine ausdrückliche Ablehnung „astrologischer Grillen“. Alle die Einwirkungen der Fixsterne, der Planeten, des Mondes lehnt er ab: „Die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch, sondern wir müssen sie nach unseren Prämissen für rein tellurisch erklären.“

Das Hauptphänomen, der Grund aller Wetterbetrachtungen, ist nach ihm der Barometerstand. Und hier beginnen nun bei den weiteren Abteilungen die Vorstellungen, die wir als Irrtümer erklären müssen. Goethes sinnliche Einstellung hat ihm keine klare Vorstellung von den Druck- und Spannkraften gasförmiger Systeme vermittelt. Daß Luftdruck als Gesamtgewicht der Atmosphäre und als Spannkraft im Grunde genommen etwas Gleiches ist, hat er nicht erkannt. Dementsprechend gibt es auch bei ihm ein Barometer und ein Manometer als getrennte Geräte. Die täglichen Schwankungen des Barometers, die besonders in den Beschreibungen von Alexander v. Humboldt so großen Eindruck auf ihn gemacht haben, sind der Ausgangspunkt seiner Darlegungen. Da nun nach seiner Ansicht unter den verschiedensten Meridianen und den verschiedensten Breiten die größte Übereinstimmung in dieser täglichen Barometerschwankung besteht, so wagt er es auszusprechen, „daß hier keine kosmische, keine atmosphärische, sondern eine tellurische Ursache obwalte.“ Aus der Verminderung oder Vermehrung des Druckes oder der Schwere folgt, daß die allgemeine Anziehungskraft der ganzen Erdmasse „ein gewisses Auf- und Absteigen, Aus- und Einatmen“ zeigt, ein „geringes Pulsieren“ deutet also ihre „Lebendigkeit“ an. Bei dem Suchen nach dem Grundgesetz der meteorologischen Erscheinungen greift er also den Grundgedanken des Flutens und Ebbens der Erscheinungsformen auf, wofür er auch seine Lieblingsbegriffe „Diastole“ und „Systole“, „Ausdehnung“ und „Zusammenziehung“, verwendet.

Mit Ch. L. Schultz hat Goethe Gedankenaustausch über diese seine Prämisse gepflogen, er schreibt ihm (9. 12. 1822): „Wenn Sie aber meinem Gedanken: den Grund der Meteorologie als tellurisch anzusprechen, so herrlichen Beifall erteilen, ist es mir vom größten Werte. Ermessen Sie es daraus, daß ich diese Vorstellungsart schon mehrere Jahre mit mir herumtrage und sie auch

zu der damaligen Zeit. Daß dieser Grund nicht stichhaltig ist, hat H. v. Ficker bewiesen durch seine Arbeit „Bemerkungen über Goethes Versuch einer Witterungslehre“ (Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss. 1932. Math.-Phys. Kl. S. 547–552).

jetzo nur mit Scheu und gleichsam zufällig ausgesprochen habe;“ und am 31. 5. 1825: „In der Naturwissenschaft habe manches Einzelne gefördert; doch bleibt immer die Witterungsbetrachtung das Vorzüglichere; der einfache Grund aller atmosphärischen Erscheinungen, dem Sie, als ich ihn gedruckt aussprach, einen freundlichen Beifall gönnten, wird mir täglich bedeutender und werter.“

Man möchte jedoch annehmen, daß Goethe ein gewisses Unbehagen nach der Beendigung dieser kleinen Schrift empfunden hat. Wie noch gezeigt werden wird, beginnt in dieser Zeit seine Skepsis an der Meteorologie zu wachsen. Jedenfalls wird diese Arbeit nicht veröffentlicht, sie erscheint erst in den nachgelassenen Schriften. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache kann man diese Schrift auch nicht als Goethes wichtigste meteorologische Arbeit ansehen. Irreführend ist auch der Titel, denn sie sollte nur eine Monographie der Luftdruckverhältnisse und der hiermit unmittelbar verbundenen Erscheinungen sein. Auch ein weiterer Gesichtspunkt muß der landläufigen Kritik entgegengehalten werden. Es handelt sich bei Goethes Arbeiten niemals um eine Sammlung von Tatsachen, sondern um das Geltendmachen eines neuen Standpunktes für die Naturbetrachtung.

Welche Bedeutung diese Arbeit aber für Goethe und die Entwicklung seiner Gedankenwelt gehabt hat, geht wohl am deutlichsten aus einem Brief an Nees v. Esenbeck (Dez. 1825) hervor: „Mit wenig Worten habe ich schon den Hauptgedanken eröffnet; er nimmt für mich an Werte zu, ich hege ihn still, beobachte aus dieser Mitte nach allen Seiten hin. Ein entworfen und teilweise ausgeführter Aufsatz soll mich vor allen Dingen mit mir selbst einig machen und kann späterhin ein Denkmal bleiben, wie ein Mensch sich bemüht hat, dem Unerforschlichen beizukommen, und ich darf wohl hoffen, daß meine Freunde denjenigen wieder erkennen werden, dessen früheres Bestreben ihm Gunst zu erwerben wußte.“

Neben den genannten Schriften sind aber noch einige kleinere Aufsätze meteorologischen Inhalts zu erwähnen, die in die gewöhnlichen Ausgaben seiner Werke nicht aufgenommen werden.

Zu diesen kleinen Schriften gehört eine kleine Notiz „Über die Gewitterzüge in Böhmen“, worin er den Beobachtungen anderer Autoren einige eigene Erfahrungen hinzufügt; eine Niederschrift mit dem Datum „Jena, v. 5. Febr. 1818“, bespricht den etagenförmigen Aufbau der Wolken und kennzeichnet zugleich die unteren Wolken als die Träger des eigentlichen Wettergeschehens. Erhalten sind ferner noch drei kleinere unbedeutende und zunächst auch nicht veröffentlichte Ergänzungen zur Witterungslehre, betitelt: Witterungskunde. Bisherige Beobachtung und Wünsche für die Zukunft, Beobachtungsort. Alle diese kleineren Mitteilungen bedürfen keiner

weiteren Erklärung, bringen sie doch keine neuen Gedanken zu seinen bisherigen Schriften.

Das Bild wäre aber nicht vollständig, würde man die besonderen und dazu sehr ausführlichen Darlegungen Goethes in einem Briefe an Zelter (begonnen am 6. Sept., vollendet am 5. Okt. 1828) nicht erwähnen. Der Anfang des Briefes fällt in die Zeit seines Aufenthaltes in Dornburg nach dem Tode von Carl August.

„Um die äußerst mannigfaltigen und folgelosen Witterungserscheinungen mir einigermaßen zu deuten, verfahr ich folgenderweise: ich nehme zwei Atmosphären an, eine untere und eine obere; die untere erstreckt sich nicht sonderlich hoch, gehört eigentlich der Erde zu und hat eine heftige Tendenz, sich und was sie enthält von Westen nach Osten zu tragen; mag sie vielleicht selbst der täglichen Bewegung der Erde gehorchen. Die Eigenschaft dieser Atmosphäre ist, Wasser zu erzeugen; und zwar vorzüglich bei niederem Barometerstand; die Nebel, die sich aus Teichen, Bächen, Flüssen und Seen erheben, steigen alsdann in die Höhe, versammeln sich zu Wolken, gehen bei noch mehr fallendem Barometer als Regen nieder, und auf dem tiefsten Punkte desselben erzeugen sich wütende Stürme. Das Steigen des Barometers jedoch bewirkt sogleich ein Gegengewicht; der Wind bläst von Osten, die Wolken fangen an sich zu teilen, sich zu ballen, an ihren oberen Enden aufgezupft zu werden, nach und nach, als Schäfchen, leichte Streifen und Striche mancher Art, in die höheren Regionen aufzusteigen, um sich dort allmählich zu verlieren; dergestalt, daß wenn bei uns der Barometer auf 28“ steht, kein Wölkchen mehr am Himmel sein darf, der Ostwind frisch und lebhaft bläst, und uns nur die hellere Bläue des Himmels noch andeutet, daß etwas Trübendes in der Atmosphäre vorhanden und zwischen uns und dem Unendlichen, Finstern ausgedehnt sei. Dieses hier Gesagte ist das reine, bei einem nicht bestimmbareren Wechsel ewig gleiche Gesetz. Läßt man sich nicht irre machen, so kann man durch dieses Wenige alle übrigen Abweichungen und Zufälligkeiten beurteilen. Folgendes aber ist nötig, beachtet zu werden. Ich habe nur zwei Winde, den Ostwind und den Westwind, genannt, der Nord schließt sich mit seinen Wirkungen an den Osten an, der Süd an den Westwind, und so haben wir zwei Himmelsgegenden, die so wie in ihrer Lage als in ihren Erscheinungen einander entgegenstehen.“

Diese meist wenig bekannten Darlegungen Goethes beweisen, welch aufmerksamer Beobachter des Wettergeschehens er gewesen ist, welch klare Vorstellung er von der Bedeutung typischer Wetterabläufe gehabt hat. Beobachtungskunst ist die Voraussetzung einer jeden meteorologischen Tätigkeit. Bei Goethes Abneigung gegen physikalische Geräte ist es verständlich, daß er sich auch von den meteorologischen Geräten frei zu machen sucht. „Weil in diesem unendlichen All alles in ewiger sicherer Beziehung

steht, eins das andere hervorbringt oder wechselweise hervorgebracht wird, so schärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfäßliche und gewöhnte mich, die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben.“ Diese Grundsätze Goethes dürften auch noch heute Geltung für die praktische Wetterkunde haben.

10.

Anreger in der meteorologischen Arbeit ist immer Carl August, wie Goethe in seinem Briefe vom 30. 12. 25 angibt: „Ew. Königliche Hoheit hatten, es sind nun gerade 10 Jahre, mich in die Region der Meteorologie beordert. Die erste Aufgabe waren die Howardischen Wolkenformen, die ich zu lösen nicht unglücklich schien.“ Es wurde dargelegt, daß der Fachmeteorologe sich diesem Urteile durchaus anschließen kann. Goethe fährt dann fort: „Das Verhältnis der Barometerstände zu diesen Erscheinungen sollte ... gefunden werden.“

Zu diesem Problem der Beziehungen zwischen Wolken- und Wetterbild und Barometerstand mußten viele Anfragen von Carl August beantwortet werden, der bald ein handgreifliches Ergebnis seiner von ihm veranlaßten meteorologischen Studien erwartete. Goethe antwortet ihm (24. 1. 1821): „Das meteorologische Problem ist freilich gar zu verwickelt. Was dem Beobachter bald auffallen muß und ich seit zwei Jahren wohl bemerke, ist, daß die sämtlichen Symptome, sie mögen barometrisch, thermometrisch, hygrometrisch heißen, ebenso auch die Wolkenformen, in jeder Jahreszeit etwas anders bedeuten, nicht weniger in verschiedenen Klimaten, Bergeshöhen usw., weshalb denn die Beurteilung, bei noch so großer Gewandtheit des Geistes, immer schwer fällt.“ Diese Bemerkungen künden den aufmerksamen Wolkenbeobachter; noch heute muß jeder Fachmann bestätigen, daß dieses Problem in seiner Allgemeinheit nur schwer zu lösen ist. Sein ursprünglicher Optimismus wird immer gedämpfter und, obwohl er für seine Person sich immerfort als stiller Prophet betätigt, urteilt er über die wissenschaftlich begründete Wettervorhersage: „Was die Witterungslehre betrifft, so bin ich gleicher Überzeugung, daß sie nicht auszulernen sei, besonders möchte man alle Hoffnung aufgeben, selbst das nächstbevorstehende Wetter voraus zu verkünden, oder auch von dem vergangenen etwas Rationelles zu prädicieren. Indessen gibt es doch mitunter schöne Ansichten, und mir wollen die Anstalten, wie schon früher gesagt, dadurch interessant bleiben, daß sie eine Schule sind, ... zu einem genauen Tun und Handeln hinführen, wobei auch das noch zu bedenken bleibt, daß Naturwirkungen durchaus zusammen hängen und also was hier nur zum Teil erreicht wird an einer andern Stelle zu völliger Aufklärung dienen kann“ (An Carl August 1. 8. 1824).

Welcher Nutzen Goethe aus dieser Tätigkeit erwächst, zeigen seine Worte aufs deutlichste: „Hier darf ich nicht übergehen, daß im Gange dieses Geschäfts meine Einsicht in dieses wichtige Naturereignis immer zunimmt. Auch hier wie bei allen Naturbetrachtungen ist das Hauptgeschäft, Gewisses vom Ungewissen zu sondern, wodurch schon sehr viel gewonnen wird“ (An Carl August 28. 6. 1824).

Letzten Endes muß er aber doch einen Verzicht auf die Voraussage aussprechen (An C. Fr. v. Reinhard 28. 12. 1824): „Müssen wir aufgeben, den Witterungswechsel vorauszusagen, so werden wir gewiß über Gegenwart und Vergangenheit klarer, welches immer schon viel heißen will. Vermissen wir ja doch auch in den wichtigsten Ereignissen unseres Lebens die Einsicht in das Nächstfolgende.“ Der Kanzler v. Müller notiert am 1. 6. 1825: „Seine Verzweiflung über das Studium der Meteorologie.“

Mit dem Jahre 1826 beginnt das Interesse an den meteorologischen Arbeiten zu erlahmen. Goethe muß gestehen, daß er „mit einem Gefühl, das sich der Beschämung nähert“, die verschiedenen Symptome der Witterung zu deuten sich nicht mehr zutraut. Bei sorgfältiger Beobachtung und gewissenhaftem Nachdenken läßt sich nur so viel mit Gewißheit sagen, daß im allgemeinen ein gesetzlicher Gang anzuerkennen ist, da sich das Jahr über im Durchschnitt alles wieder ins „Gleiche setzt, aber das teils Anerkannte, teils Geahnte aufs Einzelne anzuwenden, scheint mir eine unüberwindliche Schwierigkeit und dies besonders auch deswegen, weil man selbst wohl manches wahrscheinlich finden mag, bei andern aber schwerlich eine durchgängige Zustimmung erwarten darf“ (An Carl August 27. 11. 26). Carl August antwortet am gleichen Tage mit der Bemerkung: „Der Zustand der Meteorologie gibt uns Ursache zum Verzweifeln, balde darf man glauben, daß sie mit Händen zu greifen wäre, augenblicks darauf ist ein anscheinender Anhaltepunkt wie eine Wolke zerflossen.“ Die Großherzogin Luise berichtet gegen Ende Februar 1828: „Goethe, der Beschützer des Barometers, fängt an, an dessen Zuverlässigkeit zu zweifeln und weiß nicht recht, wie er dessen unbegreifliches Steigen und Fallen entschuldigen soll.“

An seinen Freund Zelter schreibt er unter dem 4. 3. 1829: „... das Studium der Witterungslehre geht, wie so manches andere, nur auf Verzweiflung hinaus. Die ersten Zeilen des Faust lassen sich auch hier vollkommen anwenden. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß derjenige, der nicht mehr verlangt, als dem Menschen gegönnt ist, auch hier für angewandte Mühe gar schön belohnt werde. Sich zu bescheiden, ist aber nicht jedermanns Sache. Hier, wie überall, verdrießt es die Leute, daß sie dasjenige nicht erlangen, was sie wünschen und hoffen, und da glauben sie gar nichts empfangen zu haben. Man müßte z. B. vor allen Dingen auf das Vorauswissen und Prophezeien Verzicht tun, und wem ist das zuzumuten?“

J. Chr. Mahr berichtet die abschließende Bemerkung Goethes aus Anlaß seines letzten Besuches auf dem Gickelhahn (27. 8. 31): „Wir sind überhaupt bloß da, um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben nichts. Daher können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen.“

11.

Menschliches Erleben mit dem Naturgeschehen zu verbinden und künstlerisch zu gestalten, war Goethe ein aus dem Innern drängendes Bedürfnis, dies gilt auch für das Wettererleben. In seinen Liedern kommt dies deutlich zum Ausdruck, wobei seine Meisterschaft sich darin äußert, daß er mit wenigen Worten, mit kurzen Zeilen ein klar umrissenes atmosphärisches Bild entstehen läßt. Die oft nur wenigen Strophen eines Liedes gestatten ja auch keine langatmige Aufzählung von Einzelheiten. Einige Worte müssen immer genügen, um die Landschaft und vornehmlich das Atmosphärische, das den Raum erfüllt, erstehen zu lassen.

Schon die „Zueignung“, die er seinen Gedichten voranstellt, enthält eine unvergleichbare Schilderung des morgendlichen Webens der Wolken, die sich zuerst als Nebelstreifen von dem Flusse an den Wiesen sachte hervorziehen, dann den bergan steigenden Wanderer wechselvoll umfließen, bald ihm die Gegend mit einem trüben Flor deckend, bald ganz in Dämmerung einschließend; für einige Augenblicke scheint die Sonne den Nebel durchdringen zu wollen, weil dieser leise hinabzuschwingen scheint, weiter ansteigend teilt sich der Nebel um Wald und Höhen: welch blendender Glanz umgibt den Wanderer, wenn der luftige Kampf beendet ist.

Immer wieder wird die Schilderung des hereinbrechenden Abends in den Bergen in dem wohlbekannten Liede aus der Straßburger Zeit: „Willkommen und Abschied“ erfreuen, und sie stammt doch vom jungen Dichter, der sich mit wissenschaftlicher Wetterbeobachtung noch nicht abgab. Die Verse sind so meisterhaft, daß dies vollendete Kunstwerk nicht im einzelnen zergliedert werden soll:

Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Welche Stimmung eines Frühlingmorgens in dem Mailied „Wie herrlich leuchtet mir die Natur“, wo alles skizzenhaft angedeutet doch ein geordnetes, volles Bild ergibt!

Wohl jeder empfindet mit dem Dichter den Morgen an einem Bergsee in dem wenige Jahre später entstandenen Gedicht „Auf dem See“:

Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht.

Des einsamen Wanderers ständiger Begleiter ist das Wetter; aber wer hat vom Unwetter bis zur Abendstille so mit ihm Zwiesprache gehalten wie der Wanderer Goethe:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte.

Die unvergänglichen Verse über die hereinbrechende Nacht in „Wanderers Nachtlied“ sind zu bekannt, als daß sie hier wiederholt werden müßten.

Oder das Lied „An den Mond“, wo mit zwei kurzen Zeilen der ganze nächtliche Zauber vor dem Leser anhebt:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz.

Die Darstellung von Licht, Luft, Wärme in vier kurzen Zeilen, die in Mignons Lied Italien, das Land der Sehnsucht, greifbar nahe bringen: Der blaue Himmel, der sanfte Wind, dazu die Farben im Pflanzenkleid, die die erste Strophe schildert, stehen im Gegensatz zu der Wildheit der von Nebel und Wolken erfüllten Berglandschaft auf dem Wege dahin, in der letzten Strophe.

Wie greifbar erstet die Winternacht in seinem Zigeunerlied:

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht.

Im „Erlkönig“ reichen dreimal je eine Zeile hin, das Bild einer grauen, windigen Nebelnacht erlebnisnah zu machen.

Er läßt die lieblose Kälte des frostigen Winterwindes in seinem Liede „Liebesbedürfnis“ spüren:

Weil nun über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und lieblos mir begegnen.

Während seines Aufenthaltes in Dornburg im August-September 1828 werden die Wettererscheinungen besonders aufmerksam verfolgt. Sie finden dann auch in den Gedichten ihren teilweisen Niederschlag. Die erste Tagebucheintragung aus Dornburg lautet:

„Früh in der Morgendämmerung das Tal und dessen aufsteigende Nebel gesehen. Bei Sonnenaufgang aufgestanden. Ganz reiner Himmel, schon zeitig steigende Wärme ... Abends vollkommen klar. Heftiger Ostwind.“
In der Sprache der Verse formen sich die atmosphärischen Erlebnisse:

Früh wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen.

.....

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Welche Wirkungen der Wechsel der Tageszeit, der aufkommende Morgen und der helle Tag auf ihn ausübt, hat er selten wohl so schön dargestellt wie in dem Divanlied „In tausend Formen magst du dich verstecken“:

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann atm ich dich.

Seine Aufmerksamkeit richtete er auch auf die optischen Erscheinungen in der Atmosphäre. Neben dem gewöhnlichen Regenbogen erwähnt er öfters den viel seltener zu beobachtenden Nebelbogen. Den schönsten Vergleich beider Erscheinungen gibt er in einem Gedicht des West-östlichen Divans, das er ursprünglich „Seltenes Meteor“, später „Phänomen“ betitelt:

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen,
Zwar ist der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

In der gleichen Gedichtsammlung beschreibt er auch das Aufwirbeln des Staubes und seinen Niederschlag durch den Gewitterregen:

Heile mich, Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunelt, riechen!
Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet!

Einen ganz besonderen Eindruck wird immer die Schilderung des Winters aus dem „Buch des Timur“ hervorrufen:

So umgab sie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwischen alle,
Hetzt' er die verschiedenen Winde
Widerwärtig auf sie ein.
Über sie gab er Gewaltkraft
Seinen frostgespitzten Stürmen ...

Gerade der alte Goethe bringt in seinen „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten“ aus dem Jahre 1827 noch herrliche Beispiele seiner poetischen Kraft und bei der Schilderung der Tageszeiten wiederum unvergleichliche Darstellungen aus dem behandelten Gebiete und hier wohl das schönste Gedicht dieser Art:

Dämmerung

Dämmerung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd, ruht der See.

Nun am östlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Sind in der Lyrik die Erscheinungen des Atmosphärischen oft wesentliche Teile des Stimmungsbildes, so sind in seinen Oden und Hymnen die meteorologischen Bilder Umschreibungen und Vergleiche für die Gefühle und Gedanken überhaupt. Hier hat die Schilderung des Atmosphärischen nicht die ursprüngliche Bedeutung, hier sind die Bilder nicht mehr unmittelbares Erlebnis des Schauens. Die Hymnen und Oden können daher nicht den gleichen Einblick in Goethes Erlebnisfähigkeit des Atmosphärischen geben.

Ein Hinweis auf die folgenden Gedichte muß genügen: Pilgers Morgenlied, Mahomets Gesang, Gesang der Geister über den Wassern, Harzreise im Winter und Wanderers Sturmlied. Im Ganymed werden aber wieder lyrische Töne angeschlagen:

Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.

Auch in den „Grenzen der Menschheit“ ist ein atmosphärisches Erlebnis unmittelbar geschildert, nämlich die elementare Gewalt des Gewitters. In seinen „Urworten. Orphisch“ sind in der Elpistrophe meteorische Vorstellungen Träger der Gedanken, „aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer“ erhebt sich Elpis.

Als Goethe 1825 begann, den zweiten Teil des Faust zu vollenden, befaßte er sich in den nun folgenden Jahren gleichzeitig mit den Studien zur Wetterlehre und mit diesem dichterischen „Hauptgeschäft“ seines letzten Alters. Es ist daher nicht überraschend, daß atmosphärische Vorgänge, besonders die der Wolkenbildung, sich dem Dichter mehrfach an wichtigster Stelle teils als Symbol, teils als szenisches Hilfsmittel der Handlung aufdrängten. Zu Beginn des zweiten Teiles leitet ein Faustmonolog über von der Gretchentragödie zu der Handlung am Kaiserhofe und ein weiterer in der ersten Szene des vierten Aktes von dem Zwischenspiel mit Helena zum Schluß der Tragödie, zur Regententätigkeit Faustens. In beiden Monologen sind meteorische Erlebnisse Träger der Gleichnisse.

Im ersten Monologe befindet sich Faust in einer anmutigen Gegend auf blumigen Rasen gebettet, auf einer Matte über einem Tal mit Blick auf das Hochgebirge. Der Chor spricht von den nächtlichen Stunden, Ariel kündigt die Geburt des neuen Tages an, die von Faust in all ihrer Großartigkeit empfunden wird:

Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Das Farbenspiel des Sonnenaufganges leitet dann über zu symbolischen Betrachtungen über Licht und Farbe, das Sonnenlicht bricht sich schließlich in dem Gischt des Wasserfalles. Der bald rein gezeichnete, bald in der Luft zerfließende bunte Bogen ist dann ein Spiegelbild für das menschliche Bestreben:

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Die sich wandelnden Wolkenformen sind bedeutungsvolles Symbol für einen Wandel in der Handlung. Zum Schlusse des 3. Aktes im 2. Teile des Faust lösen sich „Helenens Gewande in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn

in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber“, um so die Helenahandlung abzuschließen.

Der Beginn des 4. Aktes führt in das Hochgebirge, eine Wolke umschwebt starre, zackige Felsengipfel, die Wolke senkt sich, teilt sich, und Faust tritt hervor, der das Tragewerk der Wolke entläßt, die ihn über Land und Meer geführt hat. In diesem Monolog schildert uns Faust zunächst die Wandlung dieser Wolkenmasse, die mit geballtem Zug erst nach Osten strebt, sich vielfach wandelt und modelt, so daß er in ihr das Bild von Helena noch einmal zu erblicken wähnt, bis es sich schließlich weiter wandelt und als ein mächtiges Wolkengebilde, fernen Eisgebirgen gleich, im Osten auf-türmt und ruht. Ihn selbst umschwebt dann ein zarter, lichter Nebelstreifen erheiternd, kühl und schmeichelhaft, der dann hoch und höher steigt, sich zusammenfügt und erneut Gestalt annimmt, wieder ist es ein Frauenbild, Gretchens Bild.

Auch der himmlische Aufstieg Fausts am Schlusse des 5. Aktes vollzieht sich im Stufengang der Wolkenbildung vom untersten Nebelstreif bis zur höchsten Cirruswolke. Faustens Unsterbliches, zuerst im Chor der seligen Knaben, dann von Engeln aufwärts entführt, wird auf diesem Wege durch die einzelnen Regionen der Läuterung bis in die Höhen der Verklärung getragen. In den atmosphärischen Verwandlungen einer Verdunstungsschicht sah der wolkenkundige Dichter die schönste Möglichkeit, dieses Wunder der Transzendenz zu veranschaulichen. Das „Morgenwölkchen“ aus dem Tal, schließlich „nebelnd um Felsenhö“, befreit sich immer mehr „von der Erde Druck“ und schwebt als „klares“ Gebilde hinauf ins „blaue, ausgespannte Himmelszelt“, bis es zuletzt im Cirrus zu Flocken zerflattert:

Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben!

Im Grunde dramatisierte der Dichter des Faust hier nur die eigene Überzeugung von der Unsterblichkeit. Dem wissenschaftlichen Einblick in den Werdegang der Wolken, dieser Vergänglichsten aller Naturgebilde, verdankte er ein „Gleichnis“ edlen Trostes in der Altersnähe zum Tode. Im Sinne völlig gleich wie im Faust, nur etwas allgemeiner und verhaltener, hatte er doch schon einige Jahre vorher in den Gedichten zu Ehren Howards an der Cirruswolke das Gleichnishafte mitempfunden:

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leichtgekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem Vater oben still in Schoß und Hand.

Die Gedichte aus allen Lebensepochen Goethes, die Reiseberichte des reifen Mannes, die wissenschaftlichen Betrachtungen des alternden Menschen und die Poesie des Greises lassen immer wieder erkennen, welches Interesse und welche Bedeutung das Geschehen in der Atmosphäre für ihn hatte.

Er empfand sich von der Lufthülle wie von einem Lebenselement umgeben, zu dem sein naturbegieriger und zum Erstaunen bereiter Geist fühlend, denkend und forschend die Verbindung aufnahm, wie er sie auch zum Phänomen der Farbe und zum Gestaltproblem im Gesteins-, Pflanzen- und Tierreich gesucht hat. Daß er so viel erkennend zu umfassen versuchte und vermochte, bleibt das Geheimnis und die Größe seines Dämons.